

TIM PRÖSE

Wir Kinder
des 20. Juli

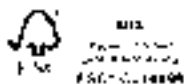
TIM PRÖSE

Wir Kinder des 20. Juli

Gegen das Vergessen:
Die Töchter und Söhne
des Widerstands gegen Hitler
erzählen ihre Geschichte

HEYNE <

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des
Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Originalausgabe 2024

Copyright © 2024 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Dr. Heike Wolter

Bildredaktion: Tanja Zielezniak

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,
unter Verwendung eines Fotos von © picture-alliance / dpa

Satz: Schaber Datentechnik, Austria

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-21875-8

www.heyne.de

»Wir sehen die Welt einmal,
in der Kindheit.
Der Rest ist Erinnerung.«

LOUISE GLÜCK

Für Alexandra

Inhalt

Prolog	11
--------------	----

WERDEN

Die Schlüsselfigur –	
Claus Schenk Graf von Stauffenberg	23
Berthold Schenk Graf von Stauffenberg (* 1934)	33

SEIN

Der 20. Juli 1944	63
Helmtrud von Hagen (* 1935)	80
Karsten Hansen (1938–2023)	98
Anton Wirmer (* 1940)	126
Wilhelm Graf von Schwerin von Schwanefeld (* 1929) ...	152

BLEIBEN

Wir brauchen Helden	173
Philipp Freiherr von Boeselager (1917–2008)	177
Ewald-Heinrich von Kleist (1922–2013)	194

ERINNERN

Vaterlandsverräter oder Gerechte?	213
Helmuth Caspar Graf von Moltke (* 1937)	227
Frauke Hansen (* 1942)	252

ERNEUERN

Die Flamme weiterreichen	273
Klaus von Dohnanyi (* 1928)	275
Carl Goerdeler (* 1943)	302
Axel Smend (* 1944)	326
Epilog	353
Dank	363
Bildnachweis	367

Prolog

WENN DIE TODESSTUNDE kommt, sehen sie sich wieder. Um vier Uhr am Nachmittag bricht sie an und jedes Mal führt sie diese Zeit tief ins Gestern. In eine Vergangenheit, die immer wieder Gegenwart sein wird in ihren Leben und in diesem Land erst recht.

Grausam ist dieses Gestern, aber es wird auch groß in diesem Moment, am 8. September eines jeden Jahres. Groß im Bösen und im Guten. Denn dann stellen sie sich allem. Die Kinder der Erhängten fassen einander Mut, wenn sie sich vor jenem Verschlag in Berlin begegnen, in den ihre Väter zu ihren Galgen gehen mussten.

Es scheint so, als hielten sie dafür die Zeit an. Um sich ganz in diese Stunde hineinzufühlen. Als könnten ausgerechnet sie, die lange schon erwachsen sind, noch einmal an den Anfang ihrer Leben zurückkehren.

Jedes Jahr versuchen sie es, hier in der Gedenkstätte Plötzensee. Das geteilte Leid hilft ihnen dabei. Es bringt sie zusammen an diesem Tag und in diesem Jetzt. Ihr großes Gestern schmerzt sie noch einmal ganz eigentümlich in diesem Augenblick, aber bald schon beginnt es auch, sie zu umfassen und zu trösten.

Auch wenn sich die Wolken über ihnen zusammengetan haben an diesem 8. September 2022. Sie liegen tief über diesem Ort und halten ihn besetzt, als ob das immer so sein müsste und niemals anders war.

Wie war das damals wohl, als die Verurteilten in den Tod gehen mussten? Als sie selbst, die Kinder, viel zu früh zu

trauern lernten? Als der Schmerz der vielen anderen Kinder noch so schnell und gut zu trösten war. Als es noch half, wenn die Großen die Tränen dieser Kleinen wegwischten, als wäre er ein Irrtum gewesen. Eine Art Versehen des Schicksals. Als wäre der Schmerz vergangen in Windeseile und wäre verschwunden in einem Lächeln. In ihnen aber, die sich hier treffen, ist er geblieben, bis heute. Er bestimmt ihre Leben.

Aber sie haben eben diesen Schmerz längst verwandelt.

Am 8. September 1944 haben ihnen die Nazis ihre Väter genommen, sie haben sie hier ermordet. Die Kinder der Toten, sie waren ab jetzt vaterseelenallein. Und blieben es in einem Winkel ihres Seins, selbst wenn sie noch so vielen Menschen in ihren Leben nahe kamen.

Auch deswegen möchten sie bis heute nicht gern allein sein mit diesem Gestern. Und so vereint sie ihr Erinnern an diesem Jahrestag, es gibt ihnen Halt im schwächsten Moment. Im Jahr 2022 treffen sich nicht nur die Kinder der Toten, sondern auch ein paar ihrer Enkel, Neffen und Nichten, sie alle sind in diesem Kreis willkommen. Sie machen sich auf, um den letzten Weg ihrer Väter und Verwandten auf dieser Erde noch einmal nachzugehen, alle zusammen, bis zu dessen Ende.

Aus ganz Deutschland reisen sie dafür nach Berlin. Und wie immer haben sie sich kurz vor dem Zeitpunkt der Hinrichtung verabredet vor dem Verschlag, der von außen wie ein Stall anmutet. Wenn dann die Zeit des Sterbens wiederkehrt, um 16 Uhr, betreten sie ihn. Eine Stunde, die allem ein Ende bereiten sollte, so glaubten die Mörder. Aber diese Stunde dauert an in ihnen.

Diesmal scheint es zudem, als hätte sich der Himmel über der Stadt entschlossen, es ihnen gerade jetzt noch etwas schwerer zu machen. Er lässt die Menschen nun auch noch in seinem Regen stehen. Und er lässt sie frieren. Nicht, weil es schon so kalt wäre in diesem Spätsommer 2022, sondern weil die Trauer in ihnen zurückkehrt.

Dabei kommen die »Kinder« doch hierher, um sich gegenseitig zu ermutigen. Dass sie leben. Dass sie überlebt haben und damit auch etwas von ihren Liebsten. Und dass ihre Väter und Verwandten ihr Leben nicht vergeblich gelassen haben an diesem Ort. Dass etwas von ihnen überlebt hat für die Welt danach.

Wird es auch diesmal gelingen?

Wenn sie sich wiedersehen, umarmen sich die Menschen stumm oder grüßen sich ganz leise. Dann gehen sie zusammen erst einmal am sogenannten Hinrichtungsschuppen vorbei und betreten den Gedenkraum nebenan, der versucht, das, was geschah, zu dokumentieren. Für jeden »Vorgang« gibt es ein ordentliches deutsches Dokument, das dort ausgestellt ist.

Ich darf an diesem 8. September 2022 dabei sein, weil mich einige der »Kinder« eingeladen haben, sie zu begleiten. An diesem Tag und an vielen weiteren.

Ihre Väter und Verwandten waren zu diesem »Vorgang« bereit, weil sie Hitler ein Ende bereiten wollten. Und die Kinder, die ganz anders als ihre Vorfahren ein ganzes Leben gelebt haben, geraten aus der Zeit. In diesem Augenblick setzt sie aus, rast zurück, und die Erwachsenen sind wieder jung und verlassen und sehr traurig. Aber sie sind auch denen wieder nahe, die sie ihr Leben lang vermissten.

Der Preis, den sie dafür zahlen, ist ihre Traurigkeit, die an diesem Tag ausbricht wie damals. Doch auch die werden sie noch an diesem Tag überwinden, so wie damals. Als die Nazis die meisten von ihnen ihren Eltern entrissen, verschleppt und in Heime gesteckt hatten – auf dass sie ganz ohne Eltern aufwachsen. Das Ende des Krieges brachte sie aber wieder zusammen, wenigstens mit ihren Müttern.

Deswegen machen sich ein paar von ihnen immer wieder auf den Weg hin zur Gedenkstätte, in der die Nazis mehr als 200 Menschen des 20. Juli 1944 über mehrere Monate hinweg umbrachten. Claus Schenk Graf von Stauffenberg, Werner von Haefen, Albrecht Ritter Mertz von Quirnheim und

Friedrich Olbricht erschossen sie zuvor per Standgericht bereits im Allgemeinen Heeresamt, dem Bendlerblock in Berlin-Tiergarten. Und auch General Ludwig Beck ermordeten sie dort, nachdem dieser dabei gescheitert war, sich selbst zu richten.

An diesem 8. September begegnen sich in Plötzensee die Kinder und Angehörigen jener Widerstandskämpferinnen und Widerstandskämpfer des 20. Juli, die am 8. September 1944 umgebracht wurden: Ulrich-Wilhelm Graf von Schwerin von Schwanefeld, Günther Smend, Ulrich von Hassell, Josef Wirmer, Georg Alexander Hansen, Paul Lejeune-Jung und auch eine Nichte der Widerstandskämpferin Elisabeth von Thadden, die der Bekennenden Kirche und dem Kreis um Hanna Solf angehörte, die an diesem Tag hier unter einem Fallbeil starb.

Irgendwann fängt eines von diesen »Kindern«, es ist Axel Smend, leise an zu beten, und die anderen stimmen ein. Die ersten Worte des Vaterunsers brechen das Schweigen, das sie übermannte und in dem sie zuvor lange aushielten. Dann legt jemand von ihnen rote und weiße Rosen auf den Boden. Rosen und Karten mit den Namen. Vielleicht genau an jene Stellen, über denen ihre Lieben starben.

Immer dann, wenn die Trauer am größten ist, stimmt einer von ihnen ein Lied an. Axel Smend ist auch nun der Initiator. Er ist der Ehrenvorsitzende des Kuratoriums der Stiftung 20. Juli 1944 und hat seinen Vater hier verloren, als er ganz klein war. Er ist es auch, der alle hier zusammenführt. Und mit ihm beginnen die anderen »Kinder« leise zu singen.

Es ist ein Lied über Gott und das Gefühl, dass er Menschen tragen und schweben lassen kann. Selbst an diesem Ort. Die »Kinder« summen es nun leise: »Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren«. Sie singen von einem Vater, der sie auf »Adelers Fittichen sicher geführt«. Der sie »erhält, wie es dir selber gefällt; hast Du nicht dieses verspürt«.

Die Augen der Angehörigen, die in dem Schuppen stehen, richten sich nun in die Luft, nach oben zu den Haken und

dann unter die Haken. Die Augen stellen sich vor, was sich damals unter ihnen ereignete. Immer noch malen sie es sich aus, viel zu sehr. Zumindest eine Zeit lang halten sich die Blicke der Besucher fest am Stahl, der von der Zeit und vom Rost überzogen ist. Dann aber lassen die Blicke los. Ein bisschen ist es so, wenn man ins Träumen gerät. Denn Träumen hilft gegen die Grausamkeit des genauen Hinschauens.

Und wie sich die Augen der »Kinder« nun weiten, so holen sie nun auch wieder Luft. Jene, denen es gerade noch den Atem genommen hat an diesem Ort.

In die Stille mischt sich nach einiger Zeit wieder ein Räuspern, manchmal ein Schlucken. Ein leises Weinen. Und auch das Erstarren beginnt sich langsam zu lösen. Manche falten ihre Hände, bei anderen hebt und senkt sich die Brust.

Die Luft im Plötzenseer Hinrichtungsraum trägt den Geruch der klammen Backsteine in sich und jenen vom Regen, der auf die Kieswege und den Rasen rings um den Block fällt. Die offene Eingangstür lässt das Wetter herein. Und sogar etwas vom Geräusch der Tropfen.

Die Tür zum Hinrichtungsraum steht jeden Tag weit offen, das macht es fast leichter, diesen Raum zu betreten, denn er soll ja einladend sein für alle Besucher. Nicht auszudenken, wie es wohl wäre, wenn man in den Schuppen ginge und die Pforte hinter einem ins Schloss fallen würde.

Stille zieht wieder auf und doch dringt ein entlegenes Stimmengewirr näher und näher in Richtung des Gebäudes. Eine Schulklasse steigt vor der Gedenkstätte aus einem Bus und macht sich auf den Weg.

Jeder Schritt von uns auf dem Betonboden knirscht und hallt, weil außer den Stahlträgern an der Decke nichts an diesem Ort ist, das ein Geräusch aufhalten könnte. Und so beginnt auch irgendwann jeder Atemzug zu tönen.

Nicht weit entfernt steht die Gedenkkirche Maria Regina Martyrium. Dieses Gotteshaus, das in den 1960er-Jahren errichtet wurde, um an die Opfer von Plötzensee zu erinnern.

Dort werden sich ein paar der »Kinder« gleich noch bei Tee und Plätzchen mit den Schwestern treffen, die im Kloster leben. Und die für die Erinnerung einstehen, jeden Tag. Denn das tröstet sie immer.

»Wir Kinder des 20. Juli« – schon der Titel des Buches deutet an, wie uns die Menschen in diesen Kapiteln bisher vor allem bekannt sind: erst einmal in Beziehung zu jemand anderem. Einem Vater, Onkel oder Großvater, der an der Vorbereitung oder am Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 beteiligt war.

Doch wir wissen, dass man zwar sein ganzes Leben das Kind seiner Eltern bleibt, gleichzeitig aber auch zu einer eigenen Persönlichkeit heranreift. Und die ist einzigartig – wie die der Eltern. Darum sind die Kinder des 20. Juli auch nicht nur das, sondern sie sind auch Politiker, Theologen, Juristen oder anderes. Und selbst Mütter und Väter. Ganz eigene Persönlichkeiten.

Das Besondere an ihnen und was sie zugleich alle eint: Das, was in ihrer frühen oder späten Kindheit, Jugendzeit oder im jungen Erwachsenenalter in ihrer Familie geschah, war so überwältigend, dass ihr Leben durch den Widerstand geprägt wurde. Sie alle haben ihn erlebt, im Privaten als auch in der Weise, wie die Menschen in Deutschland ihn wahrnahmen.

Mein Buch möchte sich beidem nähern – dem Wesen, Denken und Tun der Kinder sowie dem Erbe jener Vorfahren, die 1944 das unmöglich Scheinende wagten.

Der 20. Juli scheiterte, weil Hitler überlebte. Er scheiterte sogar großartig, hetzten die Nazis. Nimmt man diesen zynischen Satz beim Wort und verwandelt seinen Sinn ins Gegenteil, stimmt er sogar: Selbst in seiner Vergeblichkeit blieb der Versuch großartig. Deswegen schreibe ich von einem großen Gestern. Die meisten Männer und Frauen des 20. Juli ahnten doch, dass sie nicht werden triumphieren können, dass die Aussicht zu scheitern viel größer war, als zu obsiegen. Dass es vielmehr darum ging, ein Zeichen, ein Fanal zu setzen.

Wer also waren diese großartigen Verlierer? Wer waren diese geheimen Sieger? Das frage ich die Kinder dieser Gescheiterten von damals. Die Kinder des 20. Juli. Es sind Menschen, die das Wesen dieser »Helden«, wie sie manchmal genannt werden, vielleicht am besten erfüllen können. Denn sie haben den Kampf ihrer Eltern ein Stück weit mit verloren, ihre Niederlage mitgetragen, unter ihr gelitten. Aber sie haben auch hautnah erlebt, wie erhebend dieses Erbe sein kann. Denn sie haben sie eben nicht nur als historische Figuren in ihrer gesellschaftlichen Wahrnehmung erlebt, sondern zuerst und zuvorderst als Familie – und häufig als den Menschen, der sie am meisten geprägt hat. Diese »Kinder« sind jene Personen, die sich mir gegenüber geöffnet haben und mir große Vertrauensvorschüsse gaben. Es handelt sich um eine Auswahl von »Kindern«, denn ich konnte nicht alle noch lebenden von ihnen treffen. Das bitte ich mir nachzusehen.

Ebenso, dass ich die meisten von den mehr als 200 Menschen, die ihr Leben geopfert haben, nicht alle so vorstellen kann auf diesen Seiten, wie es ihnen eigentlich zusteht. Doch gerade ihnen allen ist dieses Buch genauso von Herzen zugeeignet. Und natürlich auch jenen, deren Widerstand nicht an das Datum des 20. Juli 1944 gekoppelt war. Einige von ihnen habe ich in meinem Buch *Jahrhundertzeugen. Die Botschaft der letzten Helden gegen Hitler* porträtiert.

Wie könnte diese Zeitreise hin zu den Vätern und Müttern des 20. Juli besser gelingen, als wenn man sie durch die Augen und Seelen der Kinder antritt? Wenn wir diese Reise genau dort beginnen, werden die Toten zwar nicht wieder lebendig, aber ihre Erinnerung an sie. Und das, was diese Kinder über ihre Elterngeneration hinaus ausmacht, wäre ohne das Vertrauen, das sie mir geschenkt haben, in diesem Buch nicht erfahrbar. Indem mir die Kinder ihre Lebensgeschichte und darin ihre Sicht auf das Gestern, Heute und Morgen erzählen, erleben wir, wie Erinnerung Generationen verbindet und Ant-

worten auf Fragen zu geben vermag, die Menschen zu allen Zeiten umtreiben.

Ich durfte diese Menschen als gelernter Reporter porträtieren, und das geschieht naturgemäß subjektiv, weil ein Reporter im Gegensatz zum Wissenschaftler einen Menschen immer mit und durch seine Augen sieht. Das ist doch ein Wesenszug einer Reportage. Ähnlich wie ein Maler Menschen porträtiert in seinem Empfinden. Ich bin aber zuversichtlich, dass die Sicht, mit der ich meine Hauptpersonen nachzeichne, viele Menschen teilen und annehmen können.

Diesen Menschen des Jahres 1944 ging es um unser Land. Darum geht es auch ihren Kindern. Und auch den heutigen Frauen und Männern in aller Welt, die bereit sind, für die Freiheit in ihrem Land ihr Leben zu riskieren oder sogar zu geben. Die in ihren Heimatländern gegen die Diktatoren und das Unrecht aufstehen. Mit aller Konsequenz.

Wir brauchen solche Einzelkämpfer und Einzelkämpferinnen. Denn was für eine Kraft geht von einem einzigen Menschen aus, der bereit ist, sein Leben einzusetzen? Ich denke gerade jetzt an Alexej Nawalny, dessen Todesnachricht weltweit bestürzt, kurz bevor dieses Buch in den Druck geht.

Dank Vorangehern wie ihm können viele Menschen auf der ganzen Welt, die heute noch in Unfreiheit leben, davon träumen und darauf hoffen, die Freiheit eines Tages zurückzugewinnen. Und sie nicht länger ihren Feinden überlassen zu müssen. Einer muss vorangehen. Einer muss einen Weg bahnen.

Vor acht Jahrzehnten ist Graf Stauffenberg diesen Weg gegangen und vor acht Jahrzehnten standen die Männer und Frauen des 20. Juli auf gegen das Unrecht. Dieses Buch erscheint kurz vor diesem Jahrestag und möchte den Menschen dieser Zeit ein kleines Denkmal aus Zeilen setzen.

80 Jahre nach dem Tod dieser Vorangehenden habe ich einige ihrer Nachfahren besucht, begleitet und ihnen zugehört. Welche Erinnerungen an damals haben sie geprägt? Wie fanden sie ihren Weg durch diese ganz persönliche »Stunde Null«,

die ihnen und den Getöteten nicht einmal einen Grabstein als Ort der Trauer zugestand? Welches Erbe haben sie von ihren mutigen Eltern übernommen? Wie haben sie zu sich selbst und ihrem Weg gefunden?

Und dann: Welche Botschaft an die Nachwelt haben sie in einer Zeit, in der sich die Demokratie in Deutschland wieder den Anfeindungen von Krieg, Diktatoren und radikalen Kräften ausgesetzt sieht?

Auch deshalb erinnern wir uns an den 20. Juli 1944. Es heißt, die Erinnerung sei das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden könnten. So schrieb es Jean Paul vor mehr als 200 Jahren.

Unsere ganz eigene Erinnerung wurzelt fast immer im Land unserer Kindheit. Und so ist es den meisten von uns nirgendwo so gegenwärtig und so nah wie in jenen Momenten, in denen wir als Erwachsene manchmal kurz die Augen schließen und uns an dieses Land erinnern. Deswegen stelle ich diesem Buch den Vers von Louise Glück voran:

*»Wir sehen die Welt einmal, in unserer Kindheit.
Der Rest ist Erinnerung.«*

Auch deswegen versetzen, fühlen, denken und träumen sich die Kinder der Widerständigen für dieses Buch noch einmal zurück. Sie entreißen ihre Eltern der Vergessenheit. Und lassen sie noch einmal bei uns sein.

Ich freue mich, wenn Sie mir schreiben:
kinderdeswiderstands@web.de

München, im April 2024
Tim Präse

WERDEN

Die Schlüsselfigur – Claus Schenk Graf von Stauffenberg

ES WIRD ZEIT für einen Weltenwechsel. Und einen Abschied von Berlin-Plötzensee, mitten hinein in die kleine Stadt aus Sandstein und Fachwerk, in der Claus Schenk Graf von Stauffenberg ein paar Jahre seines Lebens glücklich war. Sie steht wie ein Symbol für das Gute, für das die Widerständigen gekämpft hatten. Bamberg. Ein Ort als Sinnbild für so vieles in Deutschland, was vielleicht heil geblieben und gerettet worden wäre, wenn der 20. Juli geglückt wäre.

Bamberg offenbart aber auch einiges von Stauffenbergs Gemüt und seines Menschseins: Wer sich in Berlin in den ICE nach München setzt, kann nach knapp drei Stunden in der Stadt aussteigen, die einen mit ihrer Geborgenheit empfängt und die bis heute ein Idyll beheimatet, mit dem der Graf groß wurde und das ihn tief prägte. 1926 tritt er dort ins 17. Reiterregiment ein. Ein Mann mit hohen Wangenknochen, blauen Augen, gewelltem Haar, das er mit dem Kamm niederdrückt. Er ähnele dem »Bamberger Reiter«, der legendären und uralten Statue im Dom, sagen seine Freunde, und sie schmeicheln seiner Eitelkeit damit.

Ich muss an diese Vergleiche immer denken, wenn ich in Bamberg bin, dieser Stadt, die sich auf sieben Hügeln erstreckt und in der die Zeit stillzustehen scheint. Dann laufe ich an der Villa vorbei, in der Stauffenberg lebte, gehe in die kühle Dunkelheit des Doms. Ein paar Sonnenstrahlen gleißen durch die Kir-

chenfenster und fallen als bunte Schatten auf den Steinboden. Ich stelle mich zu den anderen, die ihre Köpfe in den Nacken werfen, und schaue diese eine Säule hinauf zum »Reiter«.

Zwei Schulen und ein Platz tragen in Bamberg den Namen des Mannes, der im schwäbischen Jettingen geboren wurde und im Bamberger Reiterregiment einige unbeschwerte Jahre seines kurzen Lebens erlebte.

Wie die jungen Leute bis heute hat auch Stauffenberg damals im »Schlenkerla« und »auf den Kellern« Rauchbier getrunken, er hat im Kaiserdom gebetet und sich vielleicht im Sommer in der Regnitz am »Hainbad« von der Strömung treiben lassen.

1933 heiratete Stauffenberg Nina Freiin von Lerchenfeld im Kaiserdom. 2006 starb sie im Alter von 92 Jahren in Kirchlauter und wohnte bis wenige Jahre vor ihrem Tod in Bamberg. In der Stadt mit ihren eigenen Symphonikern und dem E. T. A.-Hoffmann-Theater wurden auch die Kinder der Familie geboren – bis auf das fünfte: Konstanze kam 1945 in Frankfurt an der Oder zur Welt.

An seinem Todestag ehrt die Stadt Bamberg ihren berühmten Bürger und legt einen Kranz unter die Gedenktafel am Brückenrathaus, das von der Regnitz umspült wird. Gestiftet ist die Tafel von der Vereinigung ehemaliger 17er Reiter. Und immer wieder muss die in den Sandstein gravierte Inschrift von Schmierereien gereinigt werden.

Es gibt einen Gedanken Stauffenbergs, der ebenfalls in Stein gehauen gehört: Seine vielleicht wichtigste und ganz sicher zeitloseste Botschaft. Stauffenberg hinterlässt sie in drei Sätzen, die er kurz vor dem 20. Juli sagt: »Es ist Zeit, dass etwas getan wird. Derjenige allerdings, der etwas zu tun wagt, muss sich bewusst sein, dass er wohl als Verräter in die deutsche Geschichte eingehen wird. Unterlässt er jedoch die Tat, dann wäre er ein Verräter vor seinem eigenen Gewissen.«

In diesen Worten liegt nicht nur das Vermächtnis Stauffenbergs, sondern auch das besondere Kennzeichen seines Charakters. Da ist sich einer bewusst, welchem Zwiespalt sein

Handeln unterworfen ist. Und wie sehr seine Tat wohl missverstanden werden wird, unabsichtlich oder vorsätzlich. Aber da spricht auch einer aus einer tiefen inneren Unabhängigkeit und Freiheit heraus. Stauffenberg nimmt keine Rücksicht auf sich selbst und sein späteres Bild in der Geschichte. Er muss jetzt etwas wagen. Er kann gar nicht anders. Die Frage bleibt: Opfert er sich vielleicht selbst, um ein Fanal zu setzen?

Die ganzen anderthalb Jahre über, in denen ich an diesem Buch schreibe, rufe ich mir immer wieder die Beschreibungen über Claus Schenk Graf von Stauffenberg in den Sinn, die ich gelesen, recherchiert oder gehört habe, und male sie mir aus. Natürlich – das schreiben all seine Biografen und selbst die Wissenschaftler – muss er eine einzigartige Aura und Präsenz gehabt haben. Es gibt auch viele Zeitzeugen, die berichten, dass Menschen um ihn herum verstummten und sich ihm zuwandten, wenn er einen Raum betrat.

Der schneidige Mann, der vom Krieg sehr sichtbar gezeichnet und eigentlich gebeutelt war, gewann in seinem Alltag schnell Sympathien, die er gern für sich und sein großes Ego nutzte, so würde man es heute vielleicht nennen. Er nahm Menschen augenblicklich für sich ein, und das musste er ja auch für sein großes Ziel. Viele Weggefährten erinnern sich, wie schon ein Zwinkern, ein Lächeln von ihm verband. In einer Zeit, in der offene Worte sich verboten, eine hilfreiche Gabe.

Doch auch an ihrer gebildeten, belesebenen Sprache erkannten sich nicht nur die Männer des 20. Juli, sondern auch die Freunde der Weißen Rose. Mit dieser Sprache befehligte und analysierte Stauffenberg, mit ihr konnte er aber auch andere und sich selbst reflektieren, eine Seltenheit in dieser Zeit und in diesem Beruf. Selbst seine Feinde beeindruckte er mit seiner Gedankenwelt: Gestapo-Beamte, die nach dem 20. Juli seine Spuren zurückverfolgten, notierten Stauffenbergs »Sehnsucht und Ringen«.

Eine »gebändigte Leidenschaft« habe Stauffenberg umgetrieben, sagte Altbundespräsident Richard von Weizsäcker,

der ein Freund der Verschwörer war. Er lernte Oberst Stauffenberg kennen, als er ein paar Monate im Generalstab des Heeres als Ordonnanzoffizier von General Gerhard Matzky arbeitete. »In dieser Funktion musste ich den Offizieren des Generalstabs Akten bringen und kam so auch eines Tages zu Stauffenberg. Ich meldete mich bei ihm mit meinem Namen. Seine erste Frage war, ob ich Stefan George kenne. Stauffenberg wusste wohl, dass der spätere »Erbe« Georges, Robert Boehringer, ein naher Freund meiner Eltern war. « Weizsäcker erinnerte sich an Stauffenberg als »sehr lebhaft, direkt und spontan. Er war eine eindrucksvolle Erscheinung. Es war imponierend, ihm entgegenzutreten. Er hatte schon einen besonderen Ruf. Und ich war etwas befangen. Ich kannte natürlich Gedichte von George, hatte ihn persönlich aber nur einmal in jungen Jahren getroffen.«

Stauffenberg begegnet dem Lyriker Stefan George ebenfalls bereits als junger Mann. Der Graf scheint ein romantisch veranlagter Mensch gewesen zu sein. Als Jugendlicher taucht er nicht nur in Georges Werke, sondern auch in Sagen von Rittern. Und er will ihnen nacheifern. Er hängt sich Repliken von Dürers mystischen Stichen in sein Zimmer und fällt auch damit schon aus der Reihe. Seinen Lehrern in der Schule fällt das Charisma des jungen Claus auf. In einem Aufsatz zum Thema »Was willst du werden?« schreibt er 1923: »Des Vaterlandes und des Kampfes fürs Vaterland würdig zu werden und sich dem erhabenen Kampf für das Volk zu opfern.«

Weil sein Vater Oberhofmarschall beim württembergischen König war, wuchs der Junge Claus in einer Dienstwohnung im Stuttgarter Alten Schloss auf. Er bekommt Musikunterricht. Sein Violoncello steht bis heute dort in der Erinnerungsstätte, und wie ich vor dem Instrument stehe, höre ich durch verborgene Lautsprecher Celloklänge, die von ihm stammen könnten.

Stauffenberg wollte sein Land retten. Und mit seinem Land dessen Seele. Und dessen Schönheit. Für einen denkenden,

musischen und hochgebildeten Mann wie ihn erfasste und beschrieb der Begriff Schönheit bei Weitem nicht nur das Äußere. Dieser Stauffenberg ist in erstaunlich schönen Welten groß geworden, inneren wie äußeren.

Die vielen Menschen, die jeden Tag in Berlin nach seinen Spuren suchen, die in den Bendlerblock gehen und vor dem Ort innehalten, an dem er erschossen wurde, sie verorten den Mann, dessen sie hier gedenken, natürlich in Berlin. Vielleicht besichtigen sie auch sein altes Büro im Bendlerblock oder sie fahren bis in die Tristanstraße in Berlin-Nikolassee, in der er gelebt hatte. Und die beinahe ganz überspannt ist von einem Dach aus den Kronen uralter Kiefern.

»Jetzt muss ich wieder an meinen Schreibtisch und Zehntausende in den sinnlosen Tod schicken«, sagte der Oberst zu einer jungen Verwandten, als er sich eines Morgens im Februar 1944 von seinem Frühstückstisch in der Wohnung in der Tristanstraße erhob. Das war zu der Zeit, als er die Ostfronteinsätze im Allgemeinen Heeresamt organisierte.

Doch schon lange zuvor ist er nicht mehr bereit, einfach mitzumachen: Es ist ausgerechnet der berühmte Arzt Ferdinand Sauerbruch, ein Freund Claus von Stauffenbergs, der dem im Afrikafeldzug verehrten Offizier eine Prothese anfertigen lassen will. Der lehnt allerdings ab. Als Stauffenberg Sauerbruch in seine Umsturzpläne einweiht, warnt der ihn: »Sie sind nervlich und körperlich zu schwach. Sie können leicht Fehler begehen in Ihrem Zustand.« Doch auch das kann Stauffenberg nicht aufhalten.

»Ich habe das Gefühl, dass ich jetzt etwas tun muss, um das Reich zu retten«, sagt er seiner Frau Nina, als er noch frisch verwundet im Krankenbett des Lazarets liegt und gerade seine eine Hand und sein Auge verloren hat. Sie antwortet mit einem ironischen Lächeln: »Dazu bist du in deinem Zustand ja genau der Richtige!« Kurz danach verlässt der Verwundete das Krankenbett. In wenigen Tagen bringt er sich selbst bei, mit seinen drei übrig gebliebenen Fingern der ande-

ren Hand auszukommen, sogar alleine eine Krawatte zu binden. »Eine ganz neue innere Bestimmtheit, drängender als je zuvor, ging nun von ihm aus«, erinnern sich Freunde.

Und zur inneren Bestimmtheit ergibt sich nun auch noch eine Gelegenheit. Stauffenberg wird nach Berlin versetzt, er soll dort beim Allgemeinen Heeresamt bei General Friedrich Olbricht arbeiten.

Zusammen mit seinem Bruder Berthold wohnt er damals im zweiten Stock eines Anwesens in der Tristanstraße und plant dort auch den 20. Juli 1944. Berthold ist Teil des Widerstands. Der Wannsee liegt um die Ecke und damit auch die Villa, in der die Shoah beschlossen wurde. Ganz in der Nähe aber erhebt sich, fast wie ein Gegenentwurf, auch die Villa von Max Liebermann an einem Seegrundstück, die heute eine Gedenkstätte für den jüdischen Maler und seine wunderbare Kunst ist.

Von diesem Berlin aus koordiniert er seine Tat und beabsichtigt nach der Rückkehr aus Ostpreußen am Nachmittag des 20. Juli mitten in dieser Stadt den Umsturz voranzutreiben, im Allgemeinen Heeresamt am Landwehrkanal. Die Straße, die heute am Bendlerblock vorbeiführt, trägt seinen Namen.

Berlin steht für den Soldaten Stauffenberg. Diese Stadt mit all ihrer Bedeutungsschwere, aber auch ihrer Zerrissenheit, mit all ihrer preußischen Wucht und mit ihren Kriegswunden, die sie bis heute in sich trägt, ganz offen an ihren Häuserwänden mit den Einschlaglöchern. Den zugekitteten und den immer noch klaffenden.

All das erinnert an den Kampf dieses Mannes und auch an sein Scheitern. Spätestens wenn man durch Berlin nach Plötzensee fährt, schmeckt das Gedenken an ihn bitter.

Dieser Ort steht wie ein Gegenentwurf zu den heilen Welten, aus denen Stauffenberg stammt. Als würde das verwunschene Bamberg in seiner Idylle nicht schon reichen, um ausgerechnet einen wie ihn zu beheimaten, gibt es noch einen Ort, an dem er zu Hause war und der ihn in seiner Geborgenheit umarmte. Lautlingen auf der Schwäbischen Alb.

Hier verbrachte die Familie ihre »Sommerfrische«, es ist ihr Stammsitz. So sehr dieses Wort ausgestorben ist, so sehr versteht man es auf einmal, wenn man sich diesem Ort nähert. Im Wörterbuch der Gebrüder Grimm wird »Sommerfrische« als »Landlust der Städter im Sommer« übersetzt.

Möglichst viel einatmen von diesem Sommergefühl möchte ich und mache mich auf die Reise. Das letzte Stück der Strecke mutet tatsächlich so hingemalt an, als säße man »auf der Schwäb'schen Eisenbahn«. Landschaften ziehen an einem vorbei wie aus Laubsägearbeiten oder hundert Jahre alten Theaterkulissen aus Bayreuth. Durch das Fenster des Bummelzugs fällt mal das Blau des Himmels, dann wieder das Grün der Wiesen. Bloß nicht träumen jetzt, denn sonst verpasst man den Ausstieg. Lautlingen ist nämlich ein sogenannter »Bedarfhalt« der Deutschen Bahn. Der Zug stoppt hier also nur, wenn man vorher die »Haltewunschtaaste« drückt.

Dann stehe ich auf einem Bahnsteig, der schmäler als ein Bürgersteig ist, und denke mir, wie viele Tausende Menschen wohl an diesem Ort vorbeifahren. Und wie viele wohl aussteigen würden, wenn sie denn nur wüssten, wer hier seine Sommer verbracht hatte. Aber da ist kein Schild, ja nicht mal ein versteckter Hinweis, wie man sich auf den Weg machen könnte zum Schloss Lautlingen. Mir hilft das Navi im Handy, es setzt mich auf die Fährte durch Fachwerkwelten und Vorgartenidyllen, die wie frisch gewaschen aussehen. Kehrwoche scheint auf der Schwäbischen Alb jeden Tag zu sein.

Kurz sehe ich noch meinem Zug hinterher, wie er sich weiter durch die Landschaft schlängelt, und fühl mich zurückversetzt in die Kindheitsstunden, in denen die Zeit stehen blieb, wenn wir vor einer Märklin-Modelleisenbahnlandschaft saßen und die Wirklichkeit einen winzigen Maßstab angenommen hatte. Wäre es nach uns gegangen damals, wir wären gerne nie zurückgekehrt in die richtige Welt. Genau dieses Gefühl holt mich ein, ja es bremst mich aus, wenn ich über die Lautlinger Kopfsteinpflasterwege zum Schloss gehe.